

# Benesch

## 5

Sie bringen die Leiche in aller Frühe. Oberkommissarin Rita Benesch hat sich den Wecker gestellt. Doch sie bleibt liegen und starrt in die Dunkelheit. Nach einer halben Stunde nähert sich ein Auto. Der Leichenwagen, kein Zweifel, die Straße am Waldrand ist eine Sackgasse. Bevorzugte Wohnlage, hat ihr Vater immer betont. Seit er tot ist, gehört das Haus ihr. Er ist seit vierzehn Stunden tot.

Der Wagen rollt in die Auffahrt, die lockeren Betonsteine klackern unter seinen Rädern. Das Pflaster muss dringend erneuert werden. Nach dem letzten Winter hat sie einen Kostenvoranschlag eingeholt. Die Antwort des Garten- und Landschaftsbaubetriebs liegt noch immer ungeöffnet in einer Schublade des alten Sekretärs.

Das Motorengeräusch verstummt, sie hört zwei Autotüren. Sie steht erst auf, als es klingelt. Sie zieht den verschlissenen Bademantel über und geht hinunter. Im Garderobenspiegel sieht sie ihre wirren Haare und unterdrückt den Impuls, sie glatt zu streichen. Sie hätte Zeit gehabt, sich zurechtzumachen und angemessen zu kleiden. Aber sie will nicht angemessen aussehen. Sie hat sich nicht einmal die Zähne geputzt – ein kindischer Protest gegen seine letzte Schikane.

Die beiden Männer scheinen ihr liederliches Äußeres nicht zu bemerken. Liederlich ist eines der Wörter ihres Vaters. Zum ersten Mal hat sie es als Teenager von ihm gehört, als sie stolz ihren ersten Büstenhalter unter einem Trägertop hervorblitzen ließ. Wenn sie sich die Situation ins Gedächtnis ruft, spürt sie den Abscheu in seinem Blick noch heute schmerzhaft auf ihrer Haut.

Die Männer stellen sich vor. Mit dem Älteren hat sie am Abend telefoniert. Er ist sehr höflich und spricht sie voller Respekt als Frau Kommissarin an. Er redet leise, er will die Nachbarn nicht aufwecken. Wegen der Nachbarn hat er auch die frühe Uhrzeit vorgeschlagen.

»Niemand möchte den Tod sehen«, hat er am Telefon gesagt. »Dabei gehört er doch zum Leben wie die Geburt.«

Die Kommissarin hat das Gefühl, ihm mit der Hausaufbahrung eine Freude zu machen. Dabei hätte sie den Leichnam am liebsten aus dem Krankenhaus gleich ins Krematorium schaffen lassen. Doch ihr Vater hat eine Bestattungsverfügung hinterlegt. Die Aufbahrung im eigenen Haus ist die erste einer ganzen Reihe von Anweisungen. Sie hätte das Dokument verschwinden lassen können, könnte es sogar jetzt noch, doch dafür fehlt ihr der Mut.

Sie führt die Männer ins Wohnzimmer. Sein Platz war vor dem bodentiefen Terrassenfenster. Jeden Morgen hat sie ihn dorthin geschoben und den Rollstuhl nach seinen barschen Anweisungen exakt auf den Waldrand ausgerichtet. Stundenlang hat er die Vögel beobachtet und sich durch dicke Rätselhefte gearbeitet. Fernglas, Stift und Sudokublock liegen griffbereit auf dem Beistelltisch.

Die Männer räumen das Tischchen beiseite und rücken Sessel aus dem Weg. Dann gehen sie ihn holen.

Sie setzt Kaffee auf. Als sie das Pulver in den Filter löffelt, rollen sie den Sarg auf einem Metallwagen an der offenen Küchentür vorbei. Die Kaffeemaschine beginnt zu blubbern. Sie muss entkalkt werden. Der Jüngere der beiden läuft noch ein paarmal zwischen Wohnzimmer und Auto hin und her.

Auf einem Tablett bringt sie Kaffee, Milch und Zucker ins Wohnzimmer. Der Sarg steht vor dem Fenster, rechts und links zwei große Kerzen in schweren Holzständern, am Fußende ein Blumengesteck, der Metallwagen verschwunden unter einem Tuch aus nachtblauem Samt. Der Bestatter sieht sie erwartungsvoll an. Sie zwingt sich zu einem höflichen Nicken. Er lächelt zufrieden, sie bietet Kaffee an. Er möchte erst seine Arbeit beenden. Er tritt an das Kopfende des Sarges. Das Modell hat ihr Vater in seiner Verfügung bestimmt, es handelt sich um einen amerikanischen Truhensarg. Der Deckel ist zweigeteilt, die obere Hälfte kann man aufklappen. Der Bestatter holt sich mit einem Blick ihr Einverständnis, dann öffnet er den Sarg. Ihr Vater liegt auf cremefarbenen Seidenkissen. Seine Augen sind geschlossen, die Wangen frisch rasiert, sein Henriquatre-Bart ist akkurat gestutzt. Er sieht besser aus als in den letzten Tagen im Krankenhaus. Aber er ist tot, und sein Anblick bewirkt bei ihr – nichts. Sie spürt kein Erschrecken, kein Bedauern, keine Trauer. Gar nichts.

Sie verteilt die Kaffeebecher, bietet Milch und Zucker an. Das Ausbleiben einer Reaktion beim Anblick des Toten scheint den älteren Bestatter nicht zu verwundern. Vielleicht glaubt er, dass sie als Kriminalkommissarin ständig mit Leichen zu tun hat.

Sie hat es nie in eine Mordkommission geschafft. Ihre Bewerbung auf die Planstelle im Dezernat für Tötungsdelikte liegt ebenfalls in einer Schublade des Sekretärs – seit neunzehn Jahren. Sie war damals mit dem Umschlag auf dem Weg zur Post, als der Anruf sie erreichte: »Ihr Vater hatte einen Schlaganfall.«

Die Männer trinken den Kaffee im Stehen am offenen Sarg. Der Ältere möchte mit ihr die Einzelheiten der Bestattung klären. Sie tröstet ihn. Der Bestatter nimmt das als Signal, sich taktvoll zurückzuziehen. Er kündigt an, den Leichnam am nächsten Tag wieder abzuholen, wünscht eine tröstliche Totenwache und drängt seinen Kollegen zum Aufbruch.

Sie will die Männer zur Tür bringen. Der Ältere lehnt dies freundlich, aber bestimmt ab: »Sie bleiben bei Ihrem Vater.«

Sie sammelt die Tassen ein und hört den Leichenwagen davonfahren. Sie räumt das Geschirr in die Spülmaschine. Dann geht sie wieder nach oben, um zu duschen und sich anzuziehen. Zwanzig Minuten später verlässt sie das Haus. Ihr Haus. Es ist der Lohn für fast zwanzig Jahre. Sie ist das einzige Kind. Sein Fleisch und Blut. Für ihren Vater war es nie eine Frage, dass sie sich um ihn kümmern würde.

»Du bekommst ja auch das Haus.«

Sie geht an der Garage vorbei. Darin steht sein alter Mercedes. Ihr wird klar, dass das Auto nun auch ihr gehört.

Sie steigt in ihren Kleinwagen, der am Straßenrand parkt, startet den Motor und fährt los. Tief in ihrer Kehle schmeckt sie etwas Bitteres, wie unterdrückte Tränen. Wenn sie jetzt weinen würde, dann nicht um ihren Vater, sondern um zwanzig verlorene Jahre.

Sie wird keine Totenwache halten. Sie wird den Mercedes verkaufen. Vielleicht sogar das Haus.

»Morgen, Rita!« Die überraschte Stimme von Hauptkommissar Hajo Schweikart, ihrem Dienstgruppenleiter, reißt sie aus ihren Gedanken. »Wieder da? Geht's deinem Vater besser?«

Ihr Chef ist der einzige Kollege, der sie mit Vornamen anspricht, und umgekehrt. Das ist ihr auch lieber so.

»Zumindest sah er heute Morgen besser aus«, rutscht es ihr heraus.

Sie ist über sich selbst verblüfft. Das war so zynisch wie geschmacklos – und wirklich witzig. Sie ist nie witzig. Zu spät versucht sie, ein Lachen zu unterdrücken. Sie sieht Schweikarts Irritation.

»Das freut mich.« Offenbar deutet er ihre Reaktion als Erleichterung. Augenzwinkernd fügt er hinzu: »Nicht nur, weil's jetzt wieder guten Kaffee gibt.«

Er füllt seine blau-weiße Fußballtasse, wünscht ihr einen entspannten Arbeitstag und verlässt die kleine Teeküche.

Benesch bleibt mit schlechtem Gewissen zurück. Offenbar sind die Kollegen längst nicht so desinteressiert an ihr, wie sie glaubt. Schweikart hat sich sofort nach ihrem Vater erkundigt, und sie erwähnt mit keinem Wort, dass er gestorben ist. Im Gegenteil, sie macht sich auch noch lustig über seinen Tod. Vielleicht sind ja nicht die anderen das Problem, vielleicht ist sie es selbst.

Sie tritt eilig auf den Gang. »Warte mal! Was ist mit dem Rad?«

Er sieht sie fragend an. Sie deutet auf das Rennrad.

»Ach das. Gehört zu einem Fall von Scholl und Minks.«

»Und? Bin ich hier die Müllkippe?« Sie klingt barscher, als sie möchte. Sie mag die beiden Kollegen nicht. Ein gealterter Macho und ein smarterer Überflieger, der es immer schafft, dass sie sich wie eine Hilfspolizistin fühlt. Doch dafür kann Schweikart nichts. Vielleicht nicht einmal Minks.

Sie fügt versöhnlicher hinzu: »Warum haben sie es nicht ins Fundbüro gebracht?«

»Es ist keine Fundsache.«

Schweikart schildert die Sachlage. Eine Mieterin in der Weststadt alarmierte die Polizei wegen lauter Geräusche in der Nachbarwohnung. Die Kollegen von der Schutzpolizei fanden die Wohnung mit aufgebrochener Tür, aber verlassen vor und zogen die Kripo hinzu. Scholl und Minks ermittelten den Hausbesitzer, der die Wohnung über Airbnb vermietet hatte. Letzte Bewohnerin war, laut Auskunft des Vermieters, eine Studentin. Ihr Rennrad stand noch in der Diele.

»Aber sie war weg«, sagt Schweikart. »Minks hat sich vom Vermieter ihre Kontaktdaten geben lassen und sie angerufen. Die Nummer war nicht vergeben. Er hat ihr gemailt, die Mail ist zurückgekommen. Also hat er ihre Personalien überprüft. Ergebnis: Die Frau existiert nicht.«

»Ihr Profil bei Airbnb war ein Fake?«

Er nickt. »Minks kam der Name gleich komisch vor: ›Frau Eva Demian‹. Er sagt, es wäre irgendeine Romanfigur.«

»Hermann Hesse«, bestätigt sie spontan.

Schweikart lächelt überrascht. »Wow, was habe ich für ein gebildetes Team!«

Dass Minks Hesse liest, hätte sie nicht gedacht. Gegen ihren Willen ist sie beeindruckt. »Was bringt ein falscher Name bei Airbnb? Da zahlt man doch im Voraus.«

»Hat sie auch gemacht.«

»Wurde in der Wohnung was gestohlen?«

Er schüttelt den Kopf. »Die kaputte Tür ist der einzige Schaden. Minks denkt, die Wohnung war das Nest für ein heimliches Liebespaar. Die beiden geraten in Streit, er tritt die Tür ein, sie haut ab und kommt nie wieder.«

»Und warum nimmt sie ihr Rad nicht mit? Es sieht aus, als wäre es Schrott. Ist aber ein Koga Miyata, ein echter Klassiker.«

»Hat Minks auch gesagt. Darum hat er es in dein Büro gestellt. Vielleicht findest du ja die Besitzerin.«

»Wann war das? Heute?«

»Vorgestern, glaube ich.«

Er lässt sie stehen. Benesch ärgert sich. Ist Denis Minks jetzt auch noch Fahrradexperte? Dann sollte er in der Lage sein, eine Rahmennummer zu checken. Aber das ist ihm natürlich nicht karrierefördernd genug.

Sie ist drauf und dran, das Rennrad ins Büro ihres Kollegen zu verfrachten. Aber Minks wird sie mit seinem Sonnyboy-Lächeln und einer witzigen Bemerkung abfertigen. Alle werden lachen, sie wird zickig und missgünstig wirken. Eine frustrierte Endvierzigerin, die nie einen größeren Fall aufgeklärt hat als den nächsten Fahrraddiebstahl und ihrem jungen Kollegen seinen Erfolg neidet.

Benesch schluckt ihren Ärger herunter, wie sie es immer tut, geht zu dem Rennrad und stellt es auf den Kopf. Es ist noch leichter, als sie erwartet hat, wiegt höchstens zehn Kilo. Die Rahmennummer ist unter dem Tretlager in den Stahl gestanzt. Sie macht mit ihrem Smartphone ein Foto und geht an ihren Schreibtisch – ohne Kaffee. Für alle anderen hat sie welchen gekocht, ihren eigenen hat sie in der Teeküche vergessen. Jetzt ist er vermutlich nur noch lauwarm.

Ihr Rechner ist inzwischen hochgefahren. Sie ignoriert das volle E-Mail-Postfach, loggt sich stattdessen gleich in die Datenbank ein und klickt die Suchmaske an. Sie gibt die Rahmennummer ein. Sekunden später hat sie das Ergebnis: null Treffer. Das Rad ist nicht registriert, und es wurde nie als gestohlen gemeldet. Keine Chance, die Besitzerin zu ermitteln.

Damit ist es eine Fundsache und muss zum Fundbüro. Und wer wird es hinbringen? Sie! Wäre es ihr Fall, würde ihr das nichts ausmachen. Sie bräuchte nicht mal eine Viertelstunde, wenn sie auf der »Fundsache« hinradeln würde.

Sie geht in den Flur und stellt das Rennrad wieder auf die Reifen. Sie schätzt die Rahmenhöhe auf fünfzig Zentimeter. Auch die Sattelhöhe passt. Die Studentin muss etwa ihre Größe haben, unter eins siebzig.

Sie könnte durch den Schlossgarten fahren. Das wäre nur ein kleiner Umweg. Sie liebt den Park im Zentrum der Stadt. Im Sommer ist sie Stammgast auf der Terrasse der Weinstube im Botanischen Garten. Mindestens einmal die Woche macht sie früher Feierabend und kommt später heim. Sie weiß, dass ihr Vater ihr vorwerfen wird, ihn nicht gut zu versorgen, und nimmt es in Kauf. Sie lässt sich von der Kellnerin, die sie mit Namen begrüßt, einen Roten bringen, sitzt in der Abendsonne, sieht den Menschen zu, wie sie durch den Park schlendern, und bekommt eine Ahnung davon, wie schön das Leben sein kann.

Aber der Sommer ist vergangen, ohne dass sie ein einziges Mal dort war. Ihr Vater hat im Juni mit dem Sterben angefangen, und er hat drei Monate dafür gebraucht.

Sie holt ihre Tasche und streift ihre Jacke über. Als sie im Erdgeschoss das Fahrrad aus dem Fahrstuhl rollt, trifft sie auf Minks.

»Hey, wieder da? Und den Fall schon gelöst?« Er deutet auf das Rennrad.

»Es ist nicht registriert. Ich bringe es zum Fundbüro.«

Er überhört den Vorwurf. »Schade. Ist ein cooles Bike. Ich dachte, wenn überhaupt jemand etwas über die Besitzerin rausfindet, dann nur unsere Spezialistin.«

Es klingt wie ein Kompliment, aber es ist das Gegenteil. Er schenkt ihr sein falsches Lächeln und steigt in den Fahrstuhl.

Er bedankt sich nicht einmal dafür, dass sie seine Arbeit erledigt.

## 7

Jedes Mal, wenn die Schalterbeamtin sich auf ihrem Stuhl bewegt, zieht sie die Augenbrauen zusammen und spannt ihre Kiefermuskeln an. Benesch kennt dieses Mienenspiel nur zu gut. Es deutet auf chronische Schmerzen, die sich bei der kleinsten Veränderung der Körperhaltung verschlimmern. Heute ist der erste Morgen seit zwanzig Jahren, dass sie ihren Vater ansehen konnte, ohne diese gequälte Mimik zu beobachten. Vielleicht ist die Aufbahrung wenigstens dafür gut: dass sie ihn mit einem, wenn auch toten, so doch entspannten Gesicht in Erinnerung behalten wird.

»Haben Sie die Rahmennummer?« Die Schalterbeamtin spricht wie ein Automat, ohne ihren Blick vom Bildschirm zu nehmen.

Benesch diktiert ihr die Zahlen- und Buchstabenkombination. Die Beamtin tippt auf der Computertastatur. Womöglich hat sie Rheuma. Die Kommissarin mustert ihre Hände. Die Haut ist faltig und voller Altersflecke, aber ihre Finger sind schlank, ohne Schwellungen oder Gichtknoten. Sie trägt mehrere auffällige Ringe. Keiner davon sieht aus wie ein Ehering. Plötzlich fühlt Benesch sich dieser Frau, die kurz vor der Rente stehen muss, verbunden.

»Ich hätte ein Aspirin, wenn Sie eins möchten«, sagt sie freundlich.

Die Beamtin mustert sie verständnislos und fragt barsch: »Wie kommen Sie darauf?«

Sofort hat sie das Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen. Das hat sie oft, und sie hasst es. »Sie sehen aus, als ginge es Ihnen nicht gut.«

»Es geht mir ausgezeichnet. Ich war in zwanzig Jahren nicht einen Tag krank.«

Benesch entschuldigt sich. Die Schalterbeamtin tippt mit verkniffener Miene weiter. Vielleicht leidet sie nicht an körperlichen Schmerzen, sondern an ihrem Leben. Benesch fragt sich, ob sie irgendwann genauso aussehen wird. Oder sieht sie schon so aus? Sie betrachtet ihre eigenen Hände. Altersflecke sind noch keine zu sehen, aber die Falten sind längst da. Wie die Frau hinter dem Schalter trägt auch sie mehrere Ringe. Sie hat sich alle selbst geschenkt.

Die Stimme der Beamtin reißt sie aus ihrer Betrachtung: »Das Fahrrad war schon mal im System.«

»Das heißt?«

»Es wurde als Fundsache registriert. Vor vierzehn Monaten. Nach Ablauf der Aufbewahrungsfrist ist es in die Versteigerung gegangen.«

Benesch spürt, wie ihr Herzschlag schneller wird. Hat sie eine Spur? »Wann war die Versteigerung?«

»Auktionsbeginn war der 24. Juni, Ende 4. Juli, null Uhr.«

Das ist erst drei Monate her. Doch wieso dauert eine Versteigerung mehrere Tage?

Die Beamtin scheint ihre Gedanken zu erraten. »Wir versteigern nur noch online. Die Räder werden fotografiert, die Fotos mit einer detaillierten Beschreibung auf unsere Webseite gestellt. Wer an der Auktion teilnehmen möchte, muss sich registrieren. Mit seinem Klarnamen und dem Geburtsdatum.